

Triumph.

Novellette von Franz Wismann.

*„Sie wünschen?“ Rudolf Vernius sah nicht gerade angenehm berührt auf. Der Besuch störte ihn in einer eiligen und wichtigen Arbeit. Eine große, schlanke Dame in schwarzer Kleidung stand vor ihm. Sie hatte den Trauerschleier zurückgeschlagen, und ihr abschöndes reiches Haar nahm sich fast wie eine Puderperle aus der Zeit der Vorfahren aus. Vernius betrachtete mit dem Interesse des Anatomen die geschmeidigen Formen des prächtig gebauten Körpers, die schmalen Hände mit den etwas abgenutzten Handschuhen und die weiche, glatte Haut des Halses. Höchstens 28 Jahre konnte die schöne Fremde zählen. „Darf ich nach Ihren Wünschen fragen?“ Die Dame sah ihn fest aus den dunklen Augen an, die leicht verschleiert, dennoch von einem innerlichen Feuer durchschleiert schienen. „Konnten Sie es sich nicht denken, Herr Professor, als Sie den Namen hörten?“ Ihr Ton hatte etwas Scharfes, fast Metallisches; ein leichtes Vibrieren wie von verbaltener Erregung war darin. Vernius schien in Verlegenheit zu geraten. „Wie war er doch gleich?“ „Ja so, — ich glaube, Sie könnten das nicht vergessen. Stahlberger, — verwitwete Doktor Stahlberger.“ Der trotz seines berühmten Namens noch jugendlich zu nennende Gelehrte schob die Papiere beiseite und sann nach. „Doktor Stahlberger — ist das nicht —?“ Die junge Witwe trat ihm einen Schritt näher und ein heiserer Atemzug trat sein Gesicht. „Müssen Sie sich wirklich erst auf den Namen eines Mannes besinnen, dessen Leben Sie auf dem Gewissen haben!“ „Ich fuhr der Professor auf: „Meine Dame, — ich muß doch bitten, — wenn ich nicht an Ihrem gesunden Verstande zweifeln soll —“ „Ich sollte es an dem Ihren, fiel sie ihm kalt ins Wort, „denn unmöglich können Sie den Namen, der so oft in der Zeitung genannt wurde, vergessen haben.“ „Ja, ja — ich erinnere mich jetzt. Hat er nicht ein wissenschaftliches Werk herausgegeben: „Die wandernde Niere und ihre Behandlung?“ „Ende vorigen Jahres — ja.“ „Und ein Vierteljahr später erschah sich der Autor. — Ganz richtig.“ „Das heißt, Sie tötet ihn.“ „Ich?“ Vernius trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Durch Ihre vernichtende Kritik im Medizinischen Herold, jawohl! May hat jahrelang gedacht, um nur seine Studien beenden zu können. Seine Arbeiten erregten Aufsehen, aber das genügte noch nicht zu seiner Zulassung an der Universität, die sein Lebensziel war. Es hat nicht jeder, Herr Professor, hohe Verbindungen und wertvolle Protektion, die ein umfassendes Wissen erst in das rechte Licht stellen. Mein Mann hatte seine ganze Hoffnung auf das Werk gesetzt, an dem er zwei Jahre gearbeitet. Er rechnete mit Sicherheit darauf, sich nunmehr habilitieren zu können. Aber auch jetzt ließ man ihn nicht als Privatdozenten zu. Und daran war die Besprechung seines Buches schuld, die Sie, Herr Professor, in der größten und angesehensten Fachzeitschrift veröffentlichten.“ „Mit bestem Gewissen, gnädige Frau, — auf Grund fester, unumstößlicher Überzeugung.“ „Und weil Sie meinen Mann nicht als Kollegen in der Fakultät wünschten! Warum ist denn das Werk in allen anderen Blättern mit ungeteilten Lob besprochen worden?“ Vernius tat, als habe er ihren dreifachen Ton, die verlebende Bemerkung nicht gehört; er zuckte nur leicht die Achseln. „Die Ansichten sind eben verschieden. Ich habe nur gesagt, was ich sagen mußte.“ „Und haben den Mann gemordet, den ich über alles liebte! Durch Sie zur Verzweiflung getrieben, blies ihm nichts übrig als der Pistolenschuß, mit dem er seinem Leben ein Ende machte.“ In den Augen der Witwe funkelte der Haß, doch der Professor hielt auch jetzt ihrem Blicke ruhig stand. „Ich kann Ihnen darauf nur antworten, daß es mir um die Folgen, die die Verantwortlichkeit des Verstorbenen verschuldete, leid ist, aufrichtig leid, Frau Doktor, — und wenn ich diese irgend wie gut machen könnte —“ „Sie glauben doch nicht?“ „Daß Sie zu mir gekommen sind einer Unterstützung wegen, auf die Sie als die Frau eines unglücklichen Kollegen ja auch vollaus Anspruch haben. Wenn sich etwas für Sie tun läßt, so soll es an mir gewiß nicht.“ „Sie ließ ihn nicht ausreden.“ „Wissen Sie, weshalb ich hier bin?“ „Ich vermag mir wirklich keinen anderen Grund zu denken.“ „Nun denn, — um meinen armen Mann zu rächen,“ preschte sie zwischen

den Zähnen hervor, — „um Sie zu töten!“ Blühschnell hatte sie einen zierlichen Revolver herausgerissen und die Mündung auf seine Stirn gerichtet. „Das werden Sie nicht! Ihre Tat wäre so ungerecht, wie es der überleitete Tod ihres Mannes, meines Kollegen, gewesen ist.“ Mit eisernem Griff hatte er ihr Gelenk gepackt, so daß die Hand sich öffnete und die Waffe klirrend zu Boden fiel. „Und nun können Sie gehen, Frau Doktor. Sie haben das Ihre getan. Der Tote kann mit Ihnen zufrieden sein.“ Die junge Witwe schien auch festlich entwoffnet. Wie gebrochen stand sie da und nur mühsam kamen die Worte über ihre Lippen. „Sie nennen ihn selbst Kollegen? Und Mar sagte doch, daß Sie ihn nicht anerkennen wollten, daß — nur — der Reid —“ Vernius lächelte schmerzlich, doch verzehrend. „Ihr Mann war verbittert. Aber der Schaffende bleibt dem Krüftierenden gegenüber immer der Größere. Der eine baut auf, der andere reißt ein und zerstört. Nur darauf kommt es an, daß jeder das Seine mit ehrlicher Überzeugung tut.“ Niemand noch hatte Hertha solche Worte vernommen und mit sichtbar Staunen hörte sie ihm zu. Blühschnell bildete sie sich, um wie beschämt den Revolver aufzuheben. Doch der Professor kam ihr zuvor. „Bitte, — Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, — wenn Sie diese Waffe mir überlassen wollten. Sie sehen dort an der Wand meine Sammlung, zum Teil von Reizen in fernen Ländern mitgebracht. Ich bin Liebhaber davon. An jedes Stück knüpft sich eine kleine Erinnerung. Und dieses Stück würde mich besonders interessieren.“ In Herthas Augen flammte es auf. „Sie wollen mich verhöhlen!“ Vernius verbeugte sich. „Pardon. Wenn vielleicht für Sie selbst irgend eine Erinnerung —“ „Aus diesem Laufe kam die Todeskugel, die meinen Gatten —“ „Und mit dieser Waffe wollten Sie ihn an mir rächen! Ich denke, wir haben gleichen Anspruch darauf. Aber schließlich hat doch der Lebende das größere Recht.“ Sie erzitterte leise unter dem Blicke, den er auf sie warf, und suchte mit den Augen den Boden. „Wenn Sie es so meinen —“ „Selbstverständlich werde ich die Gefälligkeit vergüten. Ich biete Ihnen 50 Mark für die Waffe, die auf der Stelle zu Ihrer Verfügung stehen.“ Die Dame sah ihn mißtrauisch an. „Ah, — ich verstehe, — Sie möchten wieder gut machen, — mir auf diese Weise eine Unterstützung zukommen lassen? Aber ich muß danken, — ich schlage mich, allein und kinderlos, schon durch. Und von Ihnen darf ich nichts annehmen.“ Vernius biß sich leicht auf die Lippe. „Derartige Gedanken lagen mir wirklich fern. Auch habe ich Ihnen schon bemerkt, daß der, welcher nur seine Pflicht tut, nichts gutzumachen hat.“ Die stolzen Worte verflüchteten ihre Wirkung nicht. Der Ausdruck des Staunens in Herthas Gesicht mißfiel sich mit Bewunderung. Jaghaft schob sie ihm selbst den Revolver hin. „Dann nehmen Sie ihn als Geschenk von mir, zur Erinnerung an eine Torheit, die zu begeben Sie mich noch rechtzeitig verhindert haben.“ Der Professor lächelte, als habe er gar nichts anderes erwartet, und fängte dandend die Waffe an einen nach freien Platz an der Wand. „Güte ich es nur auch bei Ihrem Gatten vermocht. Uebrigens, wollen Sie sich nicht endlich sehen —“ Galant ihre Hand ergreifend, führte er sie zum Sofa. Die schlanken Finger bebten in den seinen, aber noch einmal kam das zögernde Mißtrauen über sie. „Ich weiß nicht, — Sie behandeln mich wie — eine Kranke —“ „Wie eine Genesende, die der zärtlichsten Sorgfalt bedarf, gnädige Frau.“ Mit einem Seufzer ließ sie sich auf die weichen Polster nieder. „Ich glaube, ich bin wirklich wahnsinnig gewesen.“ „Das unglückliche Beispiel Ihres bedauernswerten Mannes —“ „Sie glauben, daß er —“ „Zweifelloos an hochgradiger Nervenüberreizung gelitten hat.“ „Jetzt — wirklich —“ sie stotterte und erzitterte. „Was wollten Sie sagen?“ „O — eigentlich sollte ich es nicht. Aber seit ich in Ihnen einen ganzen, einen gesunden Mann kennen lerne — jetzt kommt es mir wirklich so vor, als sei Mr. immer krank gewesen. Ueberall sah er sich verfolgt von Reid und Haß seiner Kollegen, seine Mißfolge waren nur ihre Schuld, er ängstigte sich vor Welt und Leben — und seine Furcht stetzte auch mich an.“ „Das Bewußtsein, ein gediegener Gelehrter zu sein, — und das ist er, trotz mancher Zerrümer, ohne Zweifel gewesen, hat ihn in der Tat über alles Widrige hinweggeleitet, ihn trotzig aufrecht erhalten sollen.“

„Das sagen Sie?“ „Aus voller Überzeugung. Oder glauben Sie, ich wäre einem unbedeutenden Geiste gegenüber mit so scharfer Begehr zu Felde gezogen?“ „Sie sind ehrlich, selten ehrlich!“ entfuhr es der schönen Witwe unwillkürlich. „Erschreckt Sie das?“ fragte er, näher rügend und leise ihre Hand ergreifend. „Ja, — weil ich Sie so ganz verkannt habe — gab sie stotternd zu. — „Es ist mir, als sähe ich bei Ihnen wie in einem Spiegel alles das, was meinem Manne abging.“ „Und übersehen darüber, was auch mir fehlt. Niemand ist vollkommen. Man täuscht sich leicht.“ lächelte er. „Denn braucht es Jahre, um einander kennen zu lernen, oft reichen auch die nicht aus.“ „Aber wohin kämen wir dann?“ „Zu nichts, wenn wir nicht den guten Willen hätten, einander zu trauen. Frau Doktor, wollen Sie ihn haben und mir glauben, daß ich es nur mit der Sache, nicht mit der Person zu tun hatte?“ „Ich will!“ — sagte sie nach kurzem Zögern und stand auf. Mit freudig aufleuchtenden Augen küßte er ihre weiße Hand, ohne daß sie es wahrte. „Und dann, — möchten Sie mir nicht Gelegenheit geben, den Toten aus Ihren Erinnerungen besser kennen zu lernen, als ich aus seinem Werke vermochte. Nicht nur der Gelehrte, auch der Mensch interessiert mich, — und vielleicht noch ich der Berufene, Mr. Stahlbergers Biographie zu schreiben.“ Die Tür, an die er sie geleitet, schon in der Hand, blieb sie stehen. „Ja, — das müssen Sie sein, — denn Sie sind der Ehrlichste. Ich werde Ihnen alles Material bringen, das mir zur Verfügung steht, — so weit Sie es brauchen können.“ „Tun Sie das — und kommen Sie recht oft —“ bat er in innigem Tone, — „recht oft, um mir von dem Bereitwilligen zu erzählen. Wann werden wir uns wiedersehen?“ „Morgen — oder wann Sie wollen.“ „Sobald ich Ihnen meinen Gegenbesuch machen darf —“ „Lange werden die Verhältnisse mir es nicht mehr gestatten, in der verzeirten Wohnung zu bleiben —“ suchte Hertha auszuweichen, indem sie ihm verlegen die herabgeschickte Visitenkarte reichte. „Die Adresse steht darauf.“ Mit dankbarem Lächeln geleitete Vernius seinen Besuch an die oberste Stufe der teppichbegleiteten Treppe. „Möge das Glück, das Jugend und Schönheit liebt, Sie bald eine neue finden lassen.“ Als das Kleid der schönen Witwe im Hausflur verhaucht war, ging er in sein Arbeitszimmer zurück, um ihr vom Fenster noch lange, lange nachzusehen. Selbstzufrieden rieb er sich die Hände. „Bei Gott, eine sträfliche Torheit, dorellig die Frinte ins Korn zu werfen, solch ein Weib allein und schuplos zurückzulassen.“

Die goldene Last. Eine Erzählung von Käthe Lubotzki. Der Rittergutsbesitzer Kurt von Eschingen hörte dem alten Inspektor Jörks, der an diesem heißen Sonntagmorgen extra von dem kleinen Pachtortwert herübergekommen war, um den Befehl seiner jungen Herrin auszuführen, mit hochmütigem Gesicht zu. Nur einmal unterbrach er ihn: „Ich muß Sie bitten, mir dies letzte noch einmal zu wiederholen, Herr Jörks. Zwar ist Fräulein Willner eine Frau, und ich trug darum lange Bedenken, sie in den Pachtorttrag, den ich mit ihrem Vater gemacht habe, nach dessen Tode eintreten zu lassen. Aber nun sie einmal meine Nachfolgerin geworden ist, muß sie auch alle Pflichten erfüllen. Also was will sie?“ Der alte Mann sah zu Boden. Er hatte diesen Gang nur ungerne ausgeführt. Auch sein reichscharfes Empfinden lehnte sich gegen die Forderungen auf, die er zu überbringen hatte. Aber er stand in Lohn und Brot bei der Willner und mußte sich fügen. Jögern begann er von neuem: „Fräulein Willner läßt durch mich bitten, daß die Kleinigkeiten, die außer der Pacht abzugeben sind, fortzufallen sollen.“ „Ah so, die zehn Hühner Weizen vom Außenschlag, die drei guten Stärkenfässer pro Jahr und, nachdem der Roggen eingebracht ist, die Erntetrone. Können Sie mir auch vielleicht sagen, warum Sie das, was schon mein Urgroßvater seinem Pächter bestimmte, was ich als Tradition hochhalte und fordere, plötzlich so — verächtlich findet?“ „Nein, Herr Baron, das kann ich nicht.“ „Aber ich bin dazu imstande. Spräche die Not aus ihr — weiß Gott, ich erliehe ihr das auf der Stelle. Wären Schwierigkeiten damit verknüpft, die sie in ihrem Fortkommen hinderten — ich wäre der Letzte, der hart am Alten klebe. Aber so — entstehen ihr ja keine Schäden dadurch. Der Zins ist gering bemessen. Sie hat ihr gutes, ja glänzendes Auskommen. Sie treibt zu nur der Wunsch — was sie eine Demütigung vor mir nennt — dies schranklose Anerkennen des Herrn in meiner Persönlichkeit weit von sich zu schleudern. Die Frohn zu lösen. Darum bietet sie mir schönes Geld durch Sie. Sagen Sie ihr nun: Ich bin nach reiflichem Ueberlegen zu einem festen Entschluß gelangt, der durch nichts zu erschüttern sei. Sie muß mir halten, was sie mir versprochen hat. Unverbrüchlich. Den Weizen, die Rälber, die Krone, von ihrem Vormüthen auf meinen Hof gebracht — mit dem alten Bess, der in mir den Herrn anerkennt. In allem was sie mir entgegen. Schichte ich hinüber und ließ bitten, daß ihr die Gräben ein wenig früher räumen möget, weil meine besten Wiesen unter Wasser ständen, so ließ sie mir zurückfragen: die Zeit wäre noch nicht gekommen. Im Pachtkontrakt wäre erst der nächste Monat dazu bestimmt. Dies ist nur ein Punkt von allem. Viel anderes könnte ich Ihnen vorzählen. Aber es ist genug. Ich werde ihr niemals den Willen tun.“ Die Stimme des alten Jörks betete, als er jetzt antwortete: „Herr Baron, sie ist eine von denen, die nichts in der Welt gefunden haben als Arbeit und Einfachheit. Sie hat keine Mutter gehabt und keine Jugend. Immer den tranken Vater gepflegt, immer geschuftet. Wenn andere Mädel am Sommerabend am Zaun bei ihren Liebsten standen, sah sie über den Büchern und rechnete, ob sie auch zum nächsten Ersten richtig den Zins abliefern konnte.“ In das sonnenverbrannte, edelgeschmitten Gesicht stieg ein tiefes Rot. „Weil ich daran dachte, habe ich doch nur so lange Geduld mit ihr gehabt, Jörks. Glauben Sie mir, bis aufs Blut hat sie mich gekränkt. Kaum ein gutes sanftes Wort hörte ich von ihr. Die fixe Idee, daß ich ihr gegenüber immer nur den Herrn spielen wollte, ließ sie niemals los. Gut, läßt sie sich von dieser irtigen Meinung nicht bekehren, so soll sie mich wahrhaftig als den Herrn kennen lernen. Sagen Sie ihr also: Wenn ich nicht zur rechten Zeit — das heißt, sobald der Roggen unter Dach und Fach ist, die Erntetrone bestimme, nähme ich das Gerücht in Anspruch.“ „Das Gerücht, — — —“ Margarete Willner schauderte, wenn sie daran dachte, und war doch fest entschlossen, ihren Willen gegen den seinen durchzusetzen. Der alte Jörks hatte ihr vorzutreten Bericht erstattet. Und obgleich sie das alles vorausgeahnt hatte, war sie nun doch empört. Sie hatte es in dem kleinen Wohnhaus nicht länger ausgehalten. Die Stubebedenden schienen auf sie herab zu wollen und sie auch zu quälen und demütigen, wie jener — der ihr Herr war! Jawohl, der Rittergutsbesitzer von Eschingen hatte einst ihren tranken Vater aus Warmherzigkeit die Pachtung gegeben. Das mußte sie aus Widen und Gebärden. Weil der alternde, sieche Mann vor

vielen Jahren als Administrator kurze Zeit dem alten Herrn von Eschingen seine Dienste geleistet, wollte der Sohn sich erkenntlich zeigen. Gab ihm die Pachtung, übte Großmut, hatte Geduld, wenn die ersten Jahre der Vermietung nicht so pünktlich innegehalten wurde. Später freilich, als sie, Margarete Willner, bestimmend eingriff, da hatte er nicht mehr nötig gehabt, gut und gönnerhaft zu sein. Da war alles pünktlich und ordnungsgemäß zugegangen. Mehr wie einmal hatte er das lobend vor ihr erwähnt. Aber er sollte sie nicht loben! Sie stand nicht unter ihm. Sie war nicht seine Dienerin, sondern blieb ein fester, starker Mensch wie er, der sich vor nichts in der Welt beugte. Als sie jetzt durch die reifen, goldenen Ähren des Roggens ging, mußte sie den Schritt hemmen, weil ihr der Atem ausging. Ihr war, als habe sie, die sie sich doch für die Wahrfähigkeit mochte und müde kämpfte, seuchen eine Lüge gesagt. Sie war unfrei. Sie ging umso mehr von ihm ab, desto stärker sie sich gegen ihn auflehnte. Nur, um sich nicht von der großen Scham verbrennen zu lassen, wollte sie sich von ihm lösen. „Mühte es tun! Durfte sich nicht als seine Leibeigene hinstellen, die ihm die Ähren schneidet und hand und herüber-schleift, als wollte sie sagen: „Nächst Gott verdanke ich dir, du hoher Herr, das bißchen Brot!“ Mühte es tun, was wollte — die Krone bekam er diesmal nicht! Heiß und schattenlos sieberten die Sommertage über den goldenen Feldern. Das Korn stand stark, und die Arbeitsträfte waren nur wenige. Dünn und fein sang der Klang der schneidenden Sensen durch die bräunliche Stille. Aber endlich kam doch alles zu Ende. Margarete Willner war diesmal so selbstsam ruhig, daß es sogar den jungen Dinnen auffiel. Sie wisperten es sich und lachten dabei: „War heit sei ditmol! Ma — de Kron“ liegt ehr im Kopp!“ „Jawohl, die Krone war es! Es stand ja bei ihr fest, daß sie ungebunden blieb. Aber ihr graute doch vor dem, was darauf folgen mußte. Zwar war sie imstande, ruhig und kühl der Vorbinderin auf ihre Frage, ob sie heute nun die Krone binden sollten, zu antworten: „Diesmal unterbleibt es.“ Aber ihr Herz klopfte dabei so unheimlich und voller Angst, daß sie sich den Braunen einspannen ließ, um zu ihres Vaters altem Freund, dem Justizrat Badie, zu fahren, um sich alle Folgen ihrer Auflehnung nennen zu lassen. Vorher ging sie noch zu ihren Lieblichen in den Fohlenstall. Da standen sie und spielten mit den Chren, sobald sie nur über die Schwelle trat. Junge, herrliche, edle Tiere, denen die Liebe ihrer Frei-stunden gehörte. Wie hatte doch einst Herr von Eschingen, scheinbar höfnerfüllt, zu ihr gesprochen: „Ich wollte, ich wäre eines Ihrer Lieblichensohlen. Da schmiedete ich wenigstens, daß Ihre Worte nicht nur schlagen können.“ Ja, sie hatte ihr Herz an die jungen Tiere gehängt. Sie waren ihre Freunde und Vertrauten. An ihren schlanken Hälsen konnte sie sich ungehindert ausweinen. Heute riß sie sich schneller von ihnen los, als sonst. Sie mußte sich eilen, um noch vor dem Gewitter in die kleine Stadt zu kommen. Die Wolken hingen bereits wie aus schwarzen Regen herab. Einen Augenblick zuckte in ihr der Gedanke auf, daß sie diese Fahrt bis zum nächsten Tage verschöbe. Aber sie verwarf ihn sofort. Eile war geboten. Wenn Herr von Eschingens Drohungen über sie kamen, wollte sie wenigstens gewappnet sein. Der alte Freund konnte ihr wenig Tröstliches verheißten. Sie mußte erfüllen, was sie übernommen hatte. Oder sonst die Folgen tragen. Herr von Eschingen war nämlich auch bereits bei ihm gewesen. Er hatte erfahren und gesehen, daß der Wortwerkroggen zusammengebunden und eingebracht war und daß die Krone fällig sei. Er hatte darum dem auch ihm gut bekannten Justizrat mitgeteilt, daß er sich niemals, durch nichts, der Forderung seiner Pächterin fügen werde. Margarete Willner rüftete sich, müde und still, zur Heimsfahrt. Der Justizrat beschwor sie, jetzt nicht zu fahren. Er deutete auf das Gewölz und sprach von der Gefahr der Gewitter im Freien. Es stand aber nicht einmal fest, ob sie ihn überhaupt hörte. Sie fuhr trotzdem. „Nüße zuckten, Donnerschläge rollten über ihrem Haupt. Der Braune fuhr zusammen, raste im Galopp, der leichte Wagen schleuderte in den troffenen, ausgefahrenen Geleisen. Zuweilen war die Luft wie schwarz gefärbt. Als Margarete Willner am Forsthaufe war, mußte sie einkehren. Der Gaul konnte nicht weiter. Wollte zwei Stunden weilt sie hier, so lange, bis der alte Postbote mit seiner Mappe einträte und atemlos erzählte: „Bei der Willnerschen hat's einge-schlagen. In den Fohlenstall. Die vom Eschingen sind zum Löschen gekommen. Der Herr Baron mit. Und denken Sie bloß, Förster, er ist in den brennenden Fohlenstall rein. Ich weiß es ja nicht, aber sie sagen, daß er drin umgekommen ist.“

Ein Schrei ertönte. Er kam von Margarete Willner's Lippen. Sie hatte alles andere vergessen. Nur ihn sah sie, bleich, entfleilt, ein Opfer der Flammen. Ihr sie ins Verberben gerannt! Ihr zu Liebe! Als sie auf das Borwert kam, stiehn sich die Leute erschrocken an. „Gott — dat Frölen — as en Geist —“ Zum größten Teil stimmte die Erzählung des alten Postboten. Der Fohlenstall war wirklich niedergebrannt, und Herr von Eschingen war trotz Witten und Abmahnungen hineingestürzt, um die Halfter der jungen, edlen Tiere zu lösen. Aber tot war er nicht. Nur seine Haare waren verengt, und der rechte Arm tragen eine große Brandwunde davon. Jetzt wollte er dabei, und sie hatten nach dem Arzt für ihn geschickt. Die Leute wurden nicht müde, sich über ihr Fräulein zu wundern. Was hatte sie denn nur? Der Schaden war doch durch die Versicherung gedeckt, die sechs besten Tiere geteilt und ein Menschenleben auch nicht zu verfallen. Warum kniete sie denn jetzt vor dem ruhigen, leicht dampfenden Gefäß und sah mit starren Augen in den Schutt und die Vernichtung! Erst spät Abends ging sie in's Haus. Die ganze Nacht schien aus ihrem Fensterlein ein Licht zu der Brandwunde hinüber. Am nächsten Morgen war es scheinbar wieder die alte, gab ruhig ihre Anordnungen und ging, den Lodenmantel und die Schultern, zu der Scheune hinüber, die den neuen Roggen barg. Die Mäde starrten ihr verwundert nach. Was wollte sie denn da? Sie stiehn sich sichernd an, als sie wieder herauskam. Ihre Arme waren voll goldener Wehren. Die längsten und schwersten trug sie. Ihr Gesicht hatte einen Rosenkranz. Die goldene Last war so schwer. Mit festen Schritten ging sie in das Haus, legte die Wehren nieder und begann eine Krone zu binden. Schöner, als jemals zuvor, wurde sie, und als sie endlich fertig war, zog sie den Mantel von neuem um die Schultern, hob die Krone auf ihre Arme und schritt den Weg, der zu dem Eschingenschen Weh hin führte. Nur einmal zitterten ihre Knie, als sie die hohe Freitreppe hinaufschritt. Aber ihr Gesicht war ganz ruhig, und in ihren Augen lag ein seuchter Glanz. Sie fragte auch ruhigen Tones den Diener nach dem Herrn. Der öffnete schweigend die Tür und ließ sie eintreten. Er war alt und mußte mehr, als er verriet. Im Lehnstuhl saß der Rittergutsbesitzer von Eschingen, weil ihm der Arzt für die nächsten Tage Ruhe und Schonung auferlegt hatte. Als er die Eintretende gewahrte, wollte er aufspringen, aber sie stellte sich so nahe vor seinem Stuhl auf, daß er es nicht vermochte. Ihre Augen erhob sie nicht zu ihm, aber in ihrer leisen Stimme lag ein Ton, der sein Herz mit Jubel erfüllte. Sie selbst sprach den alten Bess zu ihm: „Mögen diese goldnen Wehren Dir viel Freud' und Glück bescherten! Halten sollst Du Herrentrost Unter dieser goldnen Last.“ Nun sprang er doch auf, nahm ihr die Krone ab, sah sie einen Augenblick an und riß die schlanke Gestalt dann mit einem leisen Zaudern an sein Herz. Sie wechselten kein Wort miteinander und fühlten es doch: Auch die schwere goldene Last ihrer Liebe war endlich zu der Krone geworden, die ihrem Erntedankfest entgegenstrahlte.

Bauernschlaucht.

Wie oft begegnet man in Wald und Flur jenen warnenden Tafeln, mit denen getränkte Grundbesitzer das Publikum davon abgubalten suchen, trunne und daher: lange Wege durch selbstgetretene gerade und daher kurze abzuschneiden. Mit allen Mitteln der Dialektik, vom kategorischen Imperativ bis zum sanftsäuselnden Zuspruch, dem garten Appell an die Naturliebe des Publikums bis zum apodiktischen Verbot im Verordnungshite wird versucht, das Publikum die eigens dazu angelegten Wege zu leiten. Nicht immer mit Erfolg. Ohne hoffens-gährdende Stachelbrahne gelingt in den seltensten Fällen. Ein Bauerlein in einem Eitenstale des Jnns hat sich sehr einfach zu helfen gewußt. An einer Stelle, wo jeder Wanderer bisher nach einiger mathematischer Ueberlegungen zu dem Ergebnis kam, daß eine Hypothese immer kürzer ist als zwei Katzetten, stellte dieser ländliche Menschenkenner eine Tafel auf, die statt des großen Verbot's eine immerhin noch ganz freundliche Einladung aussprach: „Nur Kindvieher dürfen ins Gras gehen.“ Er soll seinen Zweck erreicht haben! — Zureichender Grund. Lehrer: „Warum bist Du gesten nicht in der Schule gewesen?“ Schüler: „Ich war krank.“ Lehrer: „Was für eine Krankheit hattest Du denn?“ Schüler: „Meine Jade war zertriften.“